

SOPHIA WILK-VOLLMANN

A woman with short blonde hair, wearing a white lab coat and camouflage pants, is holding a large, clear plastic syringe to her lips. The syringe is positioned vertically, with the needle pointing upwards. The woman's expression is neutral and focused. The background is a plain, light-colored wall.

# KAMPFZONEN

Eine Militärärztin  
zwischen Krieg,  
Körper und Schönheit

WESTEND

**W E S T E N D**



SOPHIA WILK-VOLLMANN

# KAMPFZONEN

Eine Militärärztin zwischen Krieg,  
Körper und Schönheit

Unter Mitarbeit von Katharina Günter

WESTEND

Mehr über unsere Autoren und Bücher:  
[www.westendverlag.de](http://www.westendverlag.de)

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt  
insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen  
und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

ISBN: 978-3-98791-350-1

1. Auflage 2026

© Westend Verlag GmbH, Waldstr. 12 a, 63263 Neu-Isenburg

Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin

Satz: Publikations Atelier, Weiterstadt

Druck und Bindung: Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Gutenbergstr. 8,

93051 Regensburg

Printed in Germany

# Inhalt

|                                      |     |
|--------------------------------------|-----|
| <b>Boden ohne Bedürfnisse</b>        | 7   |
| <b>Der mit den Delfinen schwimmt</b> | 15  |
| <b>Das gute Fleisch</b>              | 31  |
| <b>Kakofonie der Herrschenden</b>    | 47  |
| <b>Mit Sicherheit unsichtbar</b>     | 65  |
| <b>Verbrannte Blini</b>              | 83  |
| <b>Der schmale Korridor</b>          | 107 |
| <b>Matrjoschka</b>                   | 117 |
| <b>Gesundheitsziffer</b>             | 129 |
| <b>Was kostet eine Frau?</b>         | 133 |
| <b>Sprung auf, Marsch, Marsch!</b>   | 143 |
| <b>Die andere Welt</b>               | 155 |
| <b>Brutstätte</b>                    | 173 |
| <b>Missbräuchliche Macht</b>         | 185 |
| <b>Deckung</b>                       | 195 |
| <b>Der vitruvianische Mann</b>       | 203 |
| <b>Gratismut</b>                     | 219 |



# Boden ohne Bedürfnisse

Morgens um 6:15 Uhr in der Berliner U-Bahn. Stille. Nur das leise Rascheln von Stoff, das gleichmäßige Atmen der wenigen Fahrgäste. Menschen hängen mit müden Augen an ihren Bildschirmen, endloses Scrollen durch die Vorstellung eines besseren Lebens. Andere starren geradeaus, die Finger fest um den Kaffeebecher geschlossen, als hinge ihr Aufrechtbleiben an diesem letzten warmen Rest überteuerter Lifestyle-Versprechen. Manche haben die Augen geschlossen und kämpfen sichtbar dagegen an, nicht auf die Schulter eines Fremden zu kippen. Niemand spricht. Nur die nüchterne Stimme, die die nächste Station ansagt und das schroffe »Zurückbleiben, bitte«, bevor sich die Türen schließen.

Mein Geist verliert sich irgendwo zwischen Wachsein und Wegdriften. Unschärf nehme ich das psychedelisch anmutende Muster der Sitze wahr: Hellblau, Anthrazit, Rot und dieses aggressive Gelb, das mich selbst im Halbdunkel anschreit.

BOB – »Boden ohne Bedürfnisse« haben wir damals dazu gesagt. In der Grundausbildung hat der einfach alles gefressen: Waffenöl, Remoulade, den Dreck der vergangenen Geländetage. Wer weiß, wie viel Mensch der Sitz schon verschlungen hat. Eine Kakophonie an Historien. Die Dramaturgie der Öffis. So viel Persönlichkeit auf so wenig Raum konzentriert. Die Alten, die Schreienden, die Feiernden, die, die einfach nur auf Arbeit wollen. Hinter mir liegt eine kurze Nacht, vor mir ein noch längerer Tag. Schichtdienstleben. Planarbeit im Vierwochen-Rhythmus. Lebemensch nach Rücksprache mit der Dienstplanerin. Party feiern nur die anderen. Der klägliche Rest aus Eckkneipen-Nostalgie und uniformer Berliner Technokultur drückt mir den Geruch konsumierter Substanzen

entgegen. Ich kann nichts dagegen tun, es nicht abschalten, nicht einmal dämpfen. Am liebsten möchte ich mir die Nase abklemmen und meinen Riechkolben von Hirn und Erinnerung trennen. Ich rieche Talg in ungewaschenen Haaren, durchfeierte Nächte, die Erschöpfung durchgeschwitzter Körper und maskierte Armut. Eine Geruchsmischung alter Zeiten. Die ersten vier Monate als Studentin. Ein zugiger Schlauch als mein Zuhause und Citypizza im Vorderhaus. War ich naiv. »Schanti!«, schallte es damals regelmäßig durch den Hinterhof, »Schanti, mach das Brett auf!« Hereinspaziert ins Appartement der bezahlten Bedürfnisbefriedigung. Die Besucher bekam man nie zu sehen, doch das war auch nicht nötig. Ich wusste, wann wer da war, weil dieses Odeur an Zigaretten und billigem Parfüm in der Luft hing. Schanti hieß weder Schanti noch wohnte sie immer dort. Nur dann und wann, wenn die Untersetzten und Schwitzenden, Schüchternen und Schroffen den Weg hinter Citypizza, erster Aufgang, zweiter Aufgang, Appartement Stern fanden. Manchmal auch zu mir. »Tschuldigung, vertan.«

Mit jeder Haltestelle drängt der schwere Geruch vom Schmiermittel der Bremsklötze in den Wagon. Tür zu. »Zurückbleiben, bitte.« Warum riecht U-Bahn eigentlich in jeder Stadt anders? Die alte Berliner Göre ist kein Vergleich zur aufgesetzten Madamigkeit von München. Eine olfaktorische Signatur unauslöschlicher Erinnerungen. Diese elendige Möchtegern-Metropole ist meine berufliche Heimat geworden, kartografiert von der Duftspur ihrer Einwohner. Santal für den Pitch der Mitte-Menschen. Ombre Nomade in der U8. Sterillium ist das Parfüm für die systemrelevanten Beklatschten in Weiß. Heute klatscht keiner.

Geklatscht wurde eh nur für die Sichtbaren. Ich war unsichtbar. Für den Auslandseinsatz eingesperrt in einem kleinen Hotelzimmer. Statt der vorgesehenen 14 Tage dauerte die Isolation nun 24. »Verstöße gegen die Hygieneregulungen« hieß damals die Ursache für unsere Verlängerung in diesem muffigen Hotel so weit weg von daheim. Jeden Tag nur 30 Minuten Ausgang. 23,5 Stunden in den engen vier Wänden, ohne Bewegung, ohne echte Kontakte. Jede

Minute überwacht, jeder Schritt geplant, jede Interaktion registriert. Die Isolation war wie ein Dauerzustand, der an Körper und Geist nagte. Manchmal saß ich einfach auf dem Bett und starrte die Wand an. Keine Freiheit, keine Ablenkung, keine Möglichkeit, den Kopf freizukriegen. Die Routine war kleinlich, fast absurd: Es klopft an der Tür, erst dann darf ich öffnen. Essen steht vor dem Zimmer. Keine Ahnung was, Auswahl gibt es eh nicht. Aufsicht anrufen. »Ja, kein Fieber. Nein, kein Husten.« Zeitslot abgrasen. Kurze Zeit draußen an der frischen Luft, dann zurück ins Zimmer. Sport war kaum möglich. Sechs Lungen hin, sechs Lungen zurück. Mehr ging zwischen Fenster und Tür nicht. Liegestütze. Squats. Repeat. Selbst die Übergabe vom Vorgängerteam in Afghanistan war verkürzt, weil die Vorbereitungszeit durch die Isolation schrumpfte. Trotzdem gab es den Auftrag. Ich sollte nach Afghanistan. Dienst an der Gesellschaft. Für Kameraden, die ihr Leben in meine Hände legten. Kein Applaus, keine Dankesbekundungen. Nur die Pflicht. Nur die Verantwortung. Alles geben, bevor der Einsatz überhaupt begann.

Heute hätten meine Augenringe Zuspruch verdient. Blau schimmert die Müdigkeit der abgebückten Dienste durch die dünne Lidhaut. Leben rettet sich nicht in schön. Ich muss funktionieren, dabei bin ich gerade so bereit, meine Haltestelle nicht zu verpassen. Schwarzkopffstraße. Willkommen Tag, willkommen Point of no Return.

Wann weißt du, dass du nicht mehr zurückkannst? Wann kommt der Moment, der so viel mit dir macht, dass er für immer eine Kerbe im Buch deiner Biografie sein wird? U-Bahnen fahren nicht nur geradeaus. »Zug zurückziehen.« Das klingt so mechanisch. Schwerfällig rollt er zurück. Schau nicht hin. Lass das nicht den Moment sein. Woher weiß ich, ob ich nicht die eine bin? Die es nicht übersteht? Wann läuft das Fass über? Wie viel kann man erleben, sehen, tun oder nicht tun, dass genug irgendwann genug ist? Der Tod sieht jedes Mal anders aus. Garantiert nicht immer friedlich. Aber auf jeden Fall befremdlich. Bei Sterbenden bemerkt man, wenn sie irgendwann den einen Schritt zu weit vom Leben gegangen sind. Zack, da sind die Lichter aus und auf einmal bleibt

nichts mehr, was einmal Mensch war. Nur noch eine Hülle. Vielleicht im Bett, vielleicht daheim, manchmal unter dir, die du in der Sorglosigkeit deines Alltags gar nicht siehst.

Die unregelmäßige Regelmäßigkeit dessen, was sich mein Alltag nennt, läuft viel zu schnell an. Tempo, Tempo, ihr Langsamgeher und Im-Weg-Rumsteher. Ich hechte die Treppe hoch, linksherum über die Straße. Vor mir diese unsagbare Palme, dort, inmitten des Geländes des BND. Sie wirkt deplatziert, fast wie die trügerische Fassade einer weiten, unerreichbaren Welt, die flirrt wie in tropischer Hitze. Rollsplitt knirscht unter meinen Füßen auf dem Weg zum Tor am Nordeingang, dem Stützpunkt unserer Notarzwache am Bundeswehrkrankenhaus. Ich frage mich jedes Mal, wie es sein kann, dass diese fiesen kleinen Steine selbst in den festen Schuhen der Wintertage ihren Weg zwischen Socke und Sohle finden. Ein kleiner Feind im Schuhwerk, der gegen die Nerven meiner Fußsohle schlägt, als wolle er mich an die Aufgaben des anbrechenden Tages erinnern.

Guten Morgen Berlin, du Ding zwischen alter Heimat und unterdrücktem Fernweh. Ich zücke meinen Schlüsselbund mit dem Chip für das Drehkreuz und nicke dem dick eingemummelten Kollegen vom Wachschatz am Tor wortlos zu. Wir kennen uns aus all den Zeiten zwischen Tag und Mitternacht, zwischen Sonne und Sternenhimmel. Irgendwie sind wir immer da, wortlos nebeneinander, an der Schnittstelle zwischen Krankenhaus und zivilem Leben. Direkt neben dem Drehkreuz blicke ich in eine Baugrube. Wieder so ein überteuerter Mitte-Bau, in den sie ziehen werden: Anwälte und die anderen Besser-Vernetzten, die später gegen Hubschrauberlärm und Blaulichtfahrten klagen. Wer will schon auf Müllpresse und Krankenhausgelände schauen? Hier, an dieser Grenze, nur einen Straßenzug entfernt, wo sich der schmuddelige Teil des Weddings absetzt von den besserlebenden Mitte-Menschen.

Ich stapfe die Treppen hoch zum Dienstraum der Notarzwache. Endlich werde ich diesen fiesen Stein in meinem Schuh los. Die Nachtschichtcrew hängt nach mehr als zwölf Stunden auf der abgewetzten Couch durch. Viel zu müde Augen. Schlaf gab es keinen.

Ging auch nicht, dem Krankenhaus geht die Bettwäsche aus. Für die Ruheräume des Personals steht nichts mehr zur Verfügung. Ich übernehme das Morphin und die anderen stärksten Schmerzmittel, unterschreibe die Dienstübernahme und wechsle in das grelle Orange meiner Dienstkleidung. Das bin ich, für die nächsten zwölf-einhalb Stunden: Die Notärztin, Anästhesistin und Akutmedizinerin. Für mich ein Tag wie jeder andere. Ein unspektakulärer Trott, an den mich am Ende kaum mehr erinnert als die Blase an der Ferse durch den dämlichen Stein in meinem Schuh. Was für mich Alltag ist, manchmal nicht mehr als eine Abschürfung auf der Haut, ist für andere der schlimmste Tag ihres Lebens, der bei mir mit der ersten Alarmmeldung auf meinem Pager beginnt: »Person unter Zug.«

»Zurückbleiben, bitte.« Der Zugverkehr ist derzeit wegen eines Notarzteinsatzes unterbrochen. Notärztin bitte. Es riecht nach Eisen. Ich weiß nicht, ob wegen des vielen Blutes oder weil ich im U-Bahnschacht stehe. »Schau nicht hin.« Das sagt der da neben mir. Er kann das auch nicht. »Zu viel gesehen«, sagt er. Und ich? Wie viel ist denn zu viel oder sollte es besser gar nicht sein? Eigentlich ist mir kalt. Viel zu lange auf. Aber schau, schau diese Idioten da, wie sie gaffen. Hau ab. Geh weg. Die Gier der Einfältigen an der Sensation. Leb dein Leben und mach das Ende eines anderen nicht zu deinem Schauspiel.

Ich stehe vor den Haufen Knochen, Darm, vielleicht war das mal ein Gesicht. Eindeutig nicht-natürliche Todesursache. Wer räumt das eigentlich auf? Hat die BVG spezielle Menschenwegmachtruppen? Noch nie darüber nachgedacht. Wohl aber, was den Unterschied ausmacht. Warum gibt es Menschen, die Dinge erleben, die eigentlich nicht auszuhalten sind, und trotzdem keine Angststörung entwickeln? Und andere, die an etwas zerbrechen, das von außen betrachtet eigentlich so viel unbedeutender wirkt? Wer misst den Dingen ihre Bedeutung zu? Ist es unsere Vergangenheit, die darüber entscheidet, ob wir an etwas zerbrechen oder daran wachsen? Ich glaube, sie prägt uns stärker, als wir ahnen. Als Dorfgröße habe ich gelernt, dass im Leben nicht das Drama im Mit-

telpunkt steht, sondern die Lösung. Wir, die Kinder der 90er-Jahre in Ostdeutschland, sind großgeworden in einer Zeit der Neuorientierung. Vieles, was zuvor Bestand hatte, war plötzlich verschwunden. Also suchten wir nach neuen Möglichkeiten. Meistens taten wir das gemeinsam. Die Dorfgemeinschaft hielt zusammen. Es wurde wenig gejamert und viel gehandelt. Wenn ein Problem auftauchte, packte man es an.

Diese Haltung hat sich tief in mir verankert und bis heute trage ich sie in mir. In schwierigen Situationen, ob unter Beschuss oder wenn ein sterbender Patient eingeliefert wird, richtet sich mein Fokus unmittelbar auf die Frage, wie ich unter den gegebenen Umständen das bestmögliche Ergebnis erreichen kann. Ich konzentriere mich auf das, was jetzt zu tun ist. Dieser klare Fokus schafft eine emotionale Distanz, die es mir ermöglicht, auch in Extremsituationen ruhig zu bleiben. Dass ich so handle, ist kein Mangel an Mitgefühl. Es ist eine Form von innerer Ordnung, die meine Handlungsfähigkeit sichert. Ich bin mir bewusst, dass meine Arbeit Teil eines größeren Ganzen ist. Darin bin ich nur ein kleines Mosaiksteinchen.

Das, was ich erlebe, ist ein Ausschnitt des Gesamtbildes. Dieser Gedanke relativiert vieles. Er nimmt Situationen etwas von ihrer erdrückenden Absolutheit. Ich sehe aber, dass andere an genau solchen Momenten zerbrechen. Wenn sie einem Patienten nicht helfen konnten. Wenn sie in eine schreckliche Lage geraten sind und glauben, versagt zu haben. Aus einem einzelnen Ereignis wird dann schnell ein Urteil über die eigene Person. Der misslungene Ausgang dient als vermeintlicher Beweis für die eigene Unzulänglichkeit. Das Erleben wird mit dem Selbstwert verknüpft.

Dabei stellt sich die Frage, wer eigentlich bestimmt, was Scheitern bedeutet. Wer definiert, was wertvoll ist. Ist es die Erwartung der Gesellschaft? Oder sind es wir selbst, die aus einem Moment eine Identität formen? Ich glaube, viele zerbrechen weniger an dem Ereignis an sich als daran, wie sie es bewerten. Wenn der eigene Wert untrennbar an Erfolg geknüpft ist, wird jedes Nichtgelingen zu einer existenziellen Bedrohung.

Meine Prägung hat mir einen anderen Zugang eröffnet. Nicht jede Situation lässt sich kontrollieren, nicht jedes Leben retten, nicht jedes Leid verhindern. Das bedeutet nicht, dass der Mensch, der es versucht hat, gescheitert ist. Vielleicht entscheidet sich unser inneres Wachstum genau dort, wo wir lernen, Ereignisse von unserem Selbstwert zu trennen.

Unser Wert definiert sich nicht an einem Ausgang. Er wird gesetzt, durch unsere Haltung, unsere Verantwortung und unsere Bereitschaft, immer wieder aufzustehen und weiterzumachen. Manchmal ist es auch das System selbst, das uns Ärztinnen in eine Form von Widerstandskraft drängt. Wir suchen uns diese Herausforderungen nicht aus, und doch passen wir uns ihnen an, weil wir es müssen. Während andere politische Entscheidungen treffen, Konflikte entfachen oder gesellschaftliche Schief lagen produzieren, entsteht bei uns die Erwartung, dass die Folgen individuell zu bewältigen sind. Plötzlich ist es meine Aufgabe, mit den Auswirkungen umzugehen, mich gezwungenermaßen anzupassen, obwohl ich die Ursachen nicht gesetzt habe.

Das Gesundheitssystem befindet sich seit Jahren in einer Krise. Der Personalmangel ist real, die Belastung dauerhaft hoch, und dennoch wird von uns erwartet, jederzeit konzentriert, stabil und leistungsfähig zu arbeiten. In unterschiedlichen Rollen erlebe ich das immer wieder. Ob als Ärztin, Soldatin, Unternehmerin oder auch im Privaten: Verantwortung landet oft ungefragt bei mir. »Kannst du da kurz drüberschauen?« Die Nachrichten landen im privaten Chat und drängen sich in den viel zu vollen Alltag. Die Arroganz der geklauten Stunde findet sich im Glauben, fremde Zeit stehe einem zu. Die Annahme, dass Verfügbarkeit auch dann gelte, wenn eigentlich Pause ist. Man wird zu einer vermeintlichen Abkürzung für die Lösung fremder Probleme. Offizielle Wege und Strukturen treten in den Hintergrund, verborgen unter dem Mantel von »Wir kennen uns doch«. Und plötzlich liegt es bei einem selbst, sich zu erklären, abzugrenzen und Nein zu sagen. Aber jedes »mal eben« verlagert Aufwand. Die Bequemlichkeit des einen erzeugt

Arbeit beim anderen. Dafür braucht es noch nicht einmal eine Lösung. Schon das Ablehnen von Erwartungen kostet Zeit, Energie und Rechtfertigung. Diese geklaute Stunde ist kein individuelles Fehlverhalten. Sie ist Ausdruck eines Systems, in dem Verfügbarkeit mit Fürsorge verwechselt wird und Expertise als jederzeit abrufbare Ressource gilt. In dem Unsicherheit als nicht auszuhalten empfunden und sofort ausgelagert wird. Am liebsten an jemanden, der es schon richten kann.

Notfallmedizin war damals der Grund, warum ich Ärztin geworden bin. Ich wollte dieses Arbeitsfeld. Ich war immer beeindruckt von der Dynamik der Situation. Niemand steht hinter dir und teilt die Belastung einer Entscheidung. Dein Kopf ist das, worauf du dich verlassen musst. Das hat mich ungemein motiviert, mein Fach zu verstehen. Nur Emotionen lassen sich nicht trainieren. Angst in einer Simulation ist kein Vergleich zu dem kalten Kribbeln zwischen deinen Schulterblättern, wenn du plötzlich Verantwortung für ein echtes Leben trägst. Wenn die Handlung nicht mehr in der Theorie abgewogen, sondern irreversibel in der Praxis umgesetzt wird. Medizin ist eine bewusste Entscheidung. Notfallmedizin führt darüber hinaus in ein Arbeitsfeld, das mit einer besonderen und allgemein bekannten psychischen Belastung einhergeht. Ein Feld, in dem die Wahrscheinlichkeit für Posttraumatische Belastungsstörungen nicht abstrakt ist, sondern strukturell fast schon Teil der Genetik zu sein scheint. Man sieht Dinge, die man nicht sehen sollte. Dinge, für die es keinen natürlichen Platz im Alltag gibt. Manche werden davon krank. Andere entwickeln diese sonderbare, dauerhafte Angst vor der Angst. Wieder andere gehen hinein, sehen alles und gehen wieder heraus. Die funktionieren einfach. Ich habe mich lange gefragt, warum. Und irgendwann auch, was davon ich bin. Warum geht es mir gut? Ist das eine Illusion oder kommt irgendwann der große Zusammenbruch?

# Der mit den Delfinen schwimmt

*Ein Bericht von S., männlich, Anfang vierzig*

Der Punkt, an dem es kein Zurück mehr gab, war ein kleines Mädchen in Mali. Die brillante Fassade fiel einfach in sich zusammen. Ich, zwei Meter groß, stattlicher Oberstleutnant der Bundeswehr, saß plötzlich auf dem Boden und weinte. Vor mir ein Mädchen mit dunklen Knopfaugen, die mich irritiert ansahen. Sie verstand nicht, was mit mir los war. Warum auch? Sie hatte mir doch gerade etwas Großartiges gezeigt. Dieses wunderbare Kind stand da voller Stolz und deutete auf seinen ganz eigenen Schlafplatz. Die dreckige, von Ungeziefer befallene dünne Matratze auf dem kalten Steinboden war ihr Zuhause. Sie besaß nichts. Kein eigenes Zimmer, kein Spielzeug, nicht einmal Eltern, die sie abends in den Arm nahmen. Und trotzdem schaute sie mich an, als hätte ich ihr gerade die Welt geschenkt. Ein Lächeln, das nicht aus Höflichkeit entstand, sondern aus echter, unmittelbarer Freude.

Wir hatten auf dem Markt Säcke mit Reis gekauft. Schwere, grobe Jutesäcke, die in der Sonne nach Staub und Korn rochen. Dazu einfache Oster-Malsachen, bunte Stifte, Papier, kleine Bilder zum Ausmalen. Nichts Großes, nichts Spektakuläres. Dinge, die bei uns selbstverständlich sind. Ich hatte auf meinen vier Auslandseinsätzen schon viel erlebt, aber nichts davon traf mich so wie der Stolz in ihren Augen. Für sie war es das Himmelreich auf Erden. Für mich das Traurigste und Erbärmlichste, das ich je gesehen habe. Viel später realisierte ich, dass ich nicht um des Mädchens wegen weinte.

Zu Hause bin ich der Vorzeigesoldat mit der Vorzeigekarriere. Einer der ersten in meinem Jahrgang, der zum Major befördert